

Unverkäufliche Leseprobe



Hilkje Hänel

Wer hat Angst vorm Feminismus

Warum Frauen, die nichts fordern, nichts bekommen

2021. 192 S.

ISBN 978-3-406-74181-4


Weitere Informationen finden Sie hier:

<https://www.chbeck.de/27871839>

Offener Frauenhass ist in unserer Gesellschaft mittlerweile weitgehend geächtet. Aber auch nach über fünfzehn Jahren mit einer Frau an der Regierungsspitze sind wir noch längst nicht in der Gleichberechtigung angekommen. Im Gegenteil: Weiterhin strukturiert Sexismus geschlechtsspezifische Alltagserfahrungen, bis hinein in unsere Intimbeziehungen, wo die Grenzen zwischen Lust und sexueller Gewalt schnell verschwimmen.

Die Philosophin und Schriftstellerin Hilkje Hänel deckt die Mechanismen sexueller Objektifizierung und männlichen Anspruchsdenkens auf. Sie zeigt, wie Frauen oft in die sexistischen Alltagsstrukturen verstrickt sind, an denen auch viele Männer leiden. Ihr zugängliches Buch ist das Plädoyer für einen Feminismus, von dem alle etwas haben.

Hilkje Hänel



**Wer hat
Angst vorm
Feminismus**

Warum Frauen,
die nichts fordern,
nichts bekommen

C.H.BECK

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2021

www.chbeck.de

Satz: C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen

Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen

Umschlaggestaltung: nach einem Entwurf von geviert.com, Nastassja Abel

Printed in Germany

ISBN 978 3406 74181 4



klimaneutral produziert

www.chbeck.de/nachhaltig

Inhalt

Vorwort 9

- 1 Machtlos und sexy 15
- 2 Das Spiel vom Geben und Nehmen 27
- 3 Die sexistische Ideologie 39
- 4 Sexuelle Gewalt, Widerstand und #MeToo 43
- 5 Wohin mit dem männlichen Anspruchsdenken? 59
- 6 Anerkennung oder: Was formt eigentlich unsere Identität? 67
- 7 Haben wir ein Recht auf Sex? 71
- 8 Wohlwollender und feindlicher Sexismus 79
- 9 Über Frauen wird entschieden 84
- 10 Wer ist verantwortlich? 89
- 11 Die Veränderung beginnt im Kopf! 97
- 12 Feminismus als Antwort 101
- 13 Sex und Begierde, Begierde und Sex 105
- 14 Freundschaften versus Liebschaften 120
- 15 Kinder 134
- 16 Intersektionalität oder: Für wen machen wir Feminismus? 144
- 17 Wie machen wir uns eine gerechte Gesellschaft? 158
- 18 Dürfen wir für andere sprechen? 163

Glossar 171

Dank 180

Anmerkungen 181

Vorwort

«I embrace the label of bad feminist because I am human. I am messy. I'm not trying to be an example. I am not trying to be perfect. I am not trying to say I have all the answers.»¹

Roxane Gay

Als ich jünger war, dachte ich, Frauen seien die besseren Menschen; Frauen seien einfühlsamer, schlauer und eigentlich auch stärker – schließlich überstehen Frauen Geburten, wohingegen Männer schon beim Durchtrennen der Nabelschnur fast in Ohnmacht fallen. Eigentlich war es also ganz einfach: Mit Frauen an der Macht wäre alles besser. Dann wurde ich ein bisschen älter und hing lieber mit Jungs rum. Die waren nicht unbedingt besser, aber auch nicht schlechter. Und irgendwie cooler. Dann wurde ich noch ein bisschen älter und plötzlich waren (zumindest ein paar wenige) Frauen an der Macht, aber die gesellschaftlichen Zustände wurden trotzdem nicht wirklich besser. Außerdem stellte ich fest, dass es gar nicht so sehr um Frauen und Männer geht. Oder darum, wer nun die besseren Menschen sind. Sondern um das große Ganze. Um die Regieanweisung im Hintergrund, die festlegt, welche Rollen wir in welchem Stück spielen. Ich stellte fest, dass es noch viel mehr gibt als nur Frauen und Männer. Oder andersherum: dass es Frauen und Männer so eigentlich gar nicht gibt. Dass wir alle nur so tun. Wir spielen unsere angedachten Rollen in einem Stück.

Darum geht es in diesem Buch: Es geht um die Regieanweisung

für die Darsteller*innen und das Bühnenbild, in dem sie agieren. Diese Regieanweisung ist nichts anderes als die sexistische Ideologie, in der wir leben. Wir werden feststellen, dass wir alle durch diese Ideologie – in unseren Erfahrungen, unseren Möglichkeiten, unseren Interessen – eingeschränkt sind. Was wir wie denken und tun, hat damit zu tun, welche soziale Rolle wir spielen und welcher Platz uns im Machtgefüge zugeschrieben ist. Je mehr Macht, desto mehr Möglichkeiten haben wir. Je weniger Macht, desto weniger Möglichkeiten. Aber, und das ist wichtig, auch mit ganz viel Macht stehen uns noch lange nicht alle Möglichkeiten offen. Wir werden auch feststellen, dass die sozialen Rollen und die Plätze, die wir im Machtgefüge einnehmen können, viel damit zu tun haben, welches Geschlecht wir haben und/oder welches Geschlecht uns andere zuschreiben. Das liegt an der Regieanweisung, daran, dass wir uns in einer sexistischen Ideologie bewegen – egal ob wir das wollen oder nicht. Und nach dieser Regieanweisung sind Frauen unterdrückt und Männer haben die Macht.

Wir werden lernen: Sexismus ist strukturell und kriecht wie kalter Zigarettenrauch in unsere Wohnung, unser Bett, unsere Beziehungen. Sexismus kann nicht einfach vor der Wohnungstür abgestreift und auf dem Fußabtreter liegen gelassen werden. Oder mit dem Regenschirm neben dem Eingang zum Trocknen in die Ecke gestellt werden. Sexismus hängt an uns dran. In unseren Kleidern, unseren Haaren, unter den Fingernägeln, in jeder Pore und jeder Faser. Aber wir werden auch sehen: Feminismus ist eine Alternative zu der ganzen sexistischen Kackscheiße (Achtung: feministischer Slang!), mit der wir täglich konfrontiert werden. Feminismus eröffnet uns neue und vor allem mehr Möglichkeiten! Und um Feminismus geht es in diesem Buch.

Sojourner Truth wurde um 1797 in New York in die Sklaverei hineingeboren. Truth wurde später Frauenrechtlerin und Aboli-

tionistin und kämpfte gegen schwarze Männer, die Frauen kein Wahlrecht einräumen wollten. Und gegen weiße Frauen, die ehemaligen Sklavinnen kein Wahlrecht geben wollten. Sojourner Truth lebte das, was später als intersektionaler Feminismus bekannt wurde. Auf einer Tagung für Frauenrechte in Ohio im Jahr 1851 hielt sie die mittlerweile weltbekannte Rede «Ain't I a woman?»² und forderte einen Feminismus für (ehemals) ver-sklavte Frauen.

Clara Zetkin wurde 1857 in Wiederau bei Rochlitz geboren. Im Jahr 1900 beschwerte sich Zetkin auf der sozialdemokratischen Reichsfrauenkonferenz über die Bevormundung durch männliche Genossen. Gleichberechtigung, so Zetkin, ende nicht mit dem Frauenwahlrecht. Das Frauenwahlrecht ändere nichts an der ökonomischen Unfreiheit der Frauen im kapitalistischen System, es ändere nichts an den vorherrschenden Klassenunterschieden und der ungleichen Verteilung von Rechten und Ressourcen. Zetkin forderte die Möglichkeit der Beteiligung an gewerkschaftlichen Organisationen auch für Arbeiterinnen, die vom bürgerlichen Feminismus viel zu oft vergessen wurden.

Emmeline Pankhurst lebte von 1858 bis 1928 in England. Sie war politische Aktivistin und ging als eine der bedeutendsten Suffragetten in die Geschichte ein. Es ist ihr und anderen militanten Frauen zu verdanken, dass Frauen das Wahlrecht erhielten.

Hedwig Dohm, geboren 1831 in Berlin, war deutsche Schriftstellerin und Frauenrechtlerin. Sie war eine der ersten Feministinnen, die darauf hinwies, dass geschlechtsspezifische Verhaltensweisen auf kulturelle Prägung und nicht auf biologische Gegebenheiten zurückzuführen sind.

Simone de Beauvoir wurde 1908 in Paris geboren. De Beauvoir war Philosophin und Schriftstellerin. Sie schrieb 1949 *Das andere Geschlecht*, ein Buch, das den Feminismus bis heute prägt.³ Sie analysierte die Frau als «die Andere», zeigte deren Verstrickung in der eigenen Unterdrückung, dekonstruierte biologische Annahmen und den Abdruck der Machtverhältnisse in unserer Sprache.

Audre Lorde wurde 1934 in New York City geboren. «Schwarz, lesbisch, Feministin, Mutter, Kämpferin, Dichterin» – so hat sich Lorde selbst beschrieben. Sie gilt als eine der wichtigsten Figuren der afroamerikanischen und, nach ihrer Zeit als Gastprofessorin an der Freien Universität Berlin von 1984 bis 1992, auch der afrodeutschen Frauenbewegung und verkörperte schwarzen Feminismus in allen Bereichen ihres Lebens.

Was sagen uns die Biografien dieser Frauen? Dass Frauen schon immer gekämpft haben und schon immer kämpfen mussten? Aber auch: Dass Feminismus vielfältig ist. Dass es nicht den einen Feminismus gibt. Dass immer wieder Frauen vergessen wurden. Dass immer wieder Personen übergangen wurden. Dass bestimmte Erfahrungen und Interessen über die Erfahrungen und Interessen anderer gestellt wurden. Dass manche mehr kämpfen mussten als andere. Dass manche Kämpfe gefährlicher waren. Dass wir noch einen langen Weg vor uns haben. Und auch darum geht es in diesem Buch. Darum, was es bedeutet, Frau zu sein. Und welchen Feminismus wir eigentlich brauchen.

Trinh Thi Minh Hà wurde 1952 in Hanoi geboren. Minh Hà ist Komponistin, Filmemacherin und lehrt Gender Studies an der Universität von Berkeley, Kalifornien. Sie untersucht die Auswirkung unserer Herrschaftsverhältnisse auf Kultur, Gesellschaft

und Wissen. Und fordert die Durchbrechung der westlich-männlichen Kultur- und Identitätsverständnisse.

Kimberlé Crenshaw wurde 1959 in Ohio, USA, geboren. Crenshaw ist Juristin und Professorin und gilt als Begründerin des intersektionalen Feminismus. Crenshaw fordert nichts weniger als ein Umdenken von Feminismus und eine rechtliche Anerkennung intersektionaler Diskriminierung, damit der überwiegend weiße Feminismus eben nicht mehr so viele Frauen vergisst und nicht mehr ausblenden kann, dass Sexismus nicht die einzige Diskriminierungserfahrung ist, die Frauen machen.

1968 warf Helke Sander, Sprecherin des Aktionsrats zur Befreiung der Frau, auf dem Kongress des Sozialistischen Deutschen Studentenbundes (SDS) den Männern vor, in ihrer Gesellschaftskritik die Unterdrückung von Frauen zu vergessen. Sigrid Damm-Rüger unterstrich die Kritik und schmiss Tomaten in Richtung der führenden SDS-Männer. Der Aktionsrat zur Befreiung der Frau forderte eine feministische Debatte über die Ausbeutungsverhältnisse von Frauen sowie praktische Lösungen zur Kinderbetreuung, um mehr Frauen ein Hochschulstudium zu ermöglichen. Der Tomatenwurf wurde in Deutschland zum Startsignal der zweiten Welle des Feminismus.

Demet Demir wurde 1961 in der Türkei geboren. Demir kämpft auf der Straße und vor Gericht für die Rechte von Sexarbeiter*innen, trans Personen und queeren Aktivist*innen. Sie riskiert ihr Leben, um die Welt für die, die immer noch viel zu wenig Hilfe bekommen, ein bisschen besser zu machen.

Marielle Franco wurde 1979 in Brasilien geboren. Sie war schwarz, queer und Politikerin. Sie wuchs in den Favelas auf und

kämpfte für die Rechte von Frauen und trans Frauen – ein Kampf, der sie das Leben kostete. Franco wurde am 14. März 2018 durch neun Schüsse in ihrem Auto in Rio de Janeiro ermordet.

Mozn Hassan ist eine ägyptische Feministin und Menschenrechtsaktivistin, die die Nichtregierungsorganisation Nazra for Feminist Studies leitet. Seit 2007 bietet ihre Initiative Opfern sexueller Gewalt medizinischen, psychologischen und juristischen Beistand. Sie war auch auf dem Tahir-Platz dabei, als die Gewalt gegen Frauen während des sogenannten Arabischen Frühlings im Jahr 2011 eskalierte. Ihr ist es mit zu verdanken, dass die Gleichberechtigung zwischen Frauen und Männern 2014 in der ägyptischen Verfassung verankert und das Sexualstrafrecht verschärft wurde. Jetzt droht ihr in Ägypten lebenslange Haft. Weil sie Feministin ist.

Diese Biografien von Frauen zeigen, dass die Machtverhältnisse immer noch da sind, nur versteckter. Weniger sichtbar. Wir müssen also darüber sprechen, dass wir uns in einer sexistischen Ideologie befinden. Nur weil heute ein paar mehr Frauen ganz oben sind, heißt das noch lange nicht, dass wir in einer gleichberechtigten Welt leben. Es gibt die Frauen, die alle sehen. Und die, die immer wieder vergessen werden. Welche im Licht und welche im Schatten. Es muss darum gehen, die Frauen im Schatten sichtbar zu machen. Dieses Buch ist ein weiterer Beginn und eine weitere Frage. Kein Ende und keine Antwort.

Es könnte alles auch ganz anders sein.

1 Machtlos und sexy

«If I can't dance, I don't want to be in your revolution.»¹

Alix Kates Shulman (in Erinnerung an Emma Goldman)

Eine Nacht im Jahr 2017. Grace² trifft sich mit dem Comedian und Schauspieler Aziz Ansari. Weder Grace noch Ansari sind fiktive Personen, die Nacht ist tatsächlich passiert und sorgte für mehrere Monate für zahlreiche Schlagzeilen. In einem Interview mit dem Online-Magazin *Babe* erzählt Grace, es sei die schlimmste Nacht ihres Lebens gewesen, und beschuldigt Ansari der sexuellen Gewalt.³ Er widerspricht. Behauptet, jegliche sexuelle Aktivität, die zwischen ihnen stattgefunden hatte, sei mit ihrer Zustimmung passiert. Grace sagt, Aziz Ansari habe sowohl ihre verbalen als auch körperlichen Zeichen der Ablehnung nicht übergangen, sondern bei entsprechenden Äußerungen immer wieder von ihr abgesehen. Pause gemacht. Um dann wieder von vorn zu beginnen, als wäre seine Rücksicht genügend unter Beweis gestellt. Bis sie, ermüdet vom Neinsagen, irgendwann zustimmte, zumindest Oralsex zu haben. Während Grace sich also von ihm gezwungen fühlte, war Ansari der Meinung, alles sei prima gewesen. Wie aber ist das möglich? Wie kann ein Mann, der noch dazu nach eigener Einschätzung «Feminist» ist, sich so benehmen, dass eine Frau den Sex mit ihm als Zwang empfindet? Warum hat er sie immer weiter bedrängt? Wie kann es sein, dass Ansari nicht erkannt hat, dass seine Handlung sexuelle Gewalt war? Und wie kann es sein, dass eine Frau, die sich unwohl fühlt und deren Nein nicht gehört

wird, nicht einfach aufsteht und geht? Warum hat sie ihm nicht einfach gesagt, was für ein Arschloch er ist?

Um diese Fragen zu beantworten, ist es notwendig zu begreifen, was in solchen Situationen im Verborgenen abläuft. Die soziale Struktur, das soziale Gefüge, in dem wir leben, beeinflusst unsere Handlungen und unsere Erfahrungen. Sie beeinflusst, wann wir gehen und wann wir nicht gehen (können), was wir wann wie verstehen und was eben nicht. Mit anderen Worten: Das Verhalten sowohl von Grace als auch von Ansari beruht auf dem komplexen Gemisch aus sozialem Gefüge und Sexismus – auch sexistische Ideologie genannt. Ihre Entscheidungen sind eingeschränkt. Ansaris vehementes Nachfragen und Graces ermüdete Einwilligung sind soziale Praktiken innerhalb dieser sexistischen Ideologie. Dieses System, wie wir gleich sehen werden, bestimmt, wer wem etwas schuldet, und – Überraschung! – diese Erwartungen sind nicht zufällig, sondern an unsere spezifischen Geschlechterrollen geknüpft.

Schlussendlich geht es bei der sexistischen Ideologie um binäre Geschlechterrollen, das heißt um die Annahme, dass es nur zwei Geschlechter gibt – Frauen und Männer – und dass diese zwei Geschlechter unterschiedlich sind. Das biologische Geschlecht kennzeichnet gemeinhin, was für Geschlechtsorgane wir haben. Also, ob wir weiblich oder männlich sind (oder Teile beider Geschlechtsorgane haben). Das soziale Geschlecht kennzeichnet, welche Rolle wir in der Gesellschaft einnehmen. Es wird durch kulturelle und gesellschaftliche Einflüsse bestimmt – und ordnet uns den Kategorien Frau oder Mann zu. Oder eben auch einer ganz anderen Kategorie, wenn wir das problematische binäre Geschlechtersystem hinter uns lassen. Die binäre Geschlechterordnung bezeichnet eine soziale Ordnung, in der manche Menschen aufgrund ihres Geschlechts und der Art und Weise, wie sie dieses Geschlecht ausfüllen, Macht haben. Wie sie ihre Rollen spielen,

wie sie sich benehmen, sich kleiden, sich artikulieren. Hierbei geht es weniger darum, dass es explizite Regeln und Gesetze gibt, an die wir uns halten müssen – obwohl diese natürlich existieren und Personen, die sich weder als Mann noch als Frau oder vielleicht als beides identifizieren, der Zugang zu bestimmten gesellschaftlichen Räumen, Möglichkeiten und Rechten verwehrt wird oder sie sozialen Sanktionen ausgesetzt sind –, sondern um eine implizite Ordnung, die auf festgeschriebenen Charakteristika von Geschlechtern beruht, um verinnerlichte Erwartungen und bestimmte Arten der Kommunikation. Die binäre und heteronormative Geschlechterordnung ist hierarchisch. Personen, die ihr entsprechen und nach den Regeln spielen, haben es leichter als die, die das nicht tun. Aufgrund des Geschlechts, das uns zugewiesen wird, haben wir unterschiedliche Möglichkeiten und unterschiedlich viel Macht. Cis-Männer, die den vorgegebenen Regeln der Männlichkeit folgen, haben strukturell mehr Macht als andere. Cis-Frauen haben prinzipiell weniger Macht als cis-Männer, aber – wenn sie die Regeln befolgen – oft mehr Macht als Personen, die sich weigern, ihren Platz in der Geschlechterordnung einzunehmen – sei es, weil sie die Regeln nicht beachten, oder, weil sie weder Mann noch Frau sein wollen.

Geschlechternormen sind Ansammlungen von Charakteristika und Fähigkeiten, die als Standard dafür herhalten, um jemanden als Mann oder als Frau zu identifizieren. Frauen, die viele Weiblichkeitsnormen erfüllen, sind demnach gute Frauen. Frauen, die nur wenige erfüllen, sind schlechte Frauen.

Um das zu veranschaulichen, stellen wir uns einen Regenschirm vor. Ein guter Regenschirm hat eine ganze Reihe von Merkmalen, aufgrund derer wir den Schirm eben als guten Schirm bewerten. Er ist wasserdicht, groß genug, um uns vollständig vor Regen zu schützen, stabil genug, um nicht beim ersten Windstoß kaputtzugehen, und so weiter. Ein zu kleiner oder ein Regenschirm mit

Löchern ist immer noch ein Regenschirm, aber wir würden nicht sagen, dass es ein guter Regenschirm ist. Was wir hier also bewerten ist die Funktion – nur ein Regenschirm, der unter allen Gesichtspunkten und Bedingungen gut funktioniert, ist ein guter Regenschirm. Natürlich könnten wir auch ganz andere Dinge als Regenschirm benutzen oder den Regenschirm für etwas anderes verwenden. Ein guter Regenschirm kann auch als Waffe benutzt werden, ist aber wahrscheinlich eine schlechte Waffe. Ebenso wie ein gutes Buch sicher ein schlechter Regenschirm ist.

Genauso funktioniert es mit Weiblichkeit und Männlichkeit. Weiblichkeit ist ein Bündel von Normen, mit dem wir bewerten, ob eine Person eine gute Frau (oder überhaupt eine Frau) ist. Das selbe gilt für den guten Mann. Was sind das für Normen? Wann ist jemand eine gute Frau? Wann ein guter Mann? Im westlichen Kontext muss ein guter Mann stark, engagiert, unabhängig, rational, gutaussehend und so weiter sein. Wenn jemand gut darin ist, Frau zu sein, dann ist die Person fürsorglich, emotional, kooperativ, hübsch. Ich bin zum Beispiel eine Frau, weil ich mich in bestimmten sozialen Relationen und Geschlechterkonstellationen mit anderen befinde – ob ich das nun will oder nicht. Ich bin Mutter und Ehefrau und Tochter und noch vieles mehr. Wenn ich über die Straße laufe oder in der Bar sitze, dann sehen die Leute mich an und denken sich, dass ich den Körper einer Frau habe, einen Körper, der auch Kinder kriegen und Kinder stillen könnte. Die Philosophin und Juristin Catharine MacKinnon würde hinzufügen: einen Körper, der unterdrückbar und vergewaltigbar ist.⁴ Aber ich bin keine gute Frau. Zumindest nicht immer. Meistens bin ich nicht besonders fürsorglich oder emotional. Kooperieren finde ich doof und hübsch sein manchmal auch. Dafür bin ich engagiert. Und rational. Ich funktioniere also nicht besonders gut als Frau. Obwohl ich auch gar nicht besonders viel darauf gebe, eine besonders gute Frau zu sein, hält das andere trotzdem nicht davon

ab, mich zu bewerten. Als Frau. Wenn wir andere anschauen und bewerten, dann tun wir das meistens auf Grundlage von Stereotypen. Soziale Normen sind informelle Regeln, die unser Zusammenleben und unser Verhalten steuern. Stereotype dagegen sind vereinfachende oder verallgemeinernde Urteile oder Vorurteile über sich selbst oder andere. Bestimmte, sich herausgebildete Normen haben sich also beispielsweise aufgrund von Stereotypen gebildet; während Stereotype aber schlichtweg falsch sein können, können Normen nicht falsch, sondern nur problematisch sein.

Bei der sexistischen Ideologie geht es aber nicht nur um problematische Normen und Überzeugungen, nicht nur darum, dass wir fälschlicherweise annehmen, Frauen kämen von der Venus und Männer vom Mars. Die sexistische Ideologie lebt vor allem von ritualisierten Praktiken, denen wir tagtäglich folgen. Unser soziales Gefüge beruht auf dem Zusammenspiel vieler einzelner Praktiken, die wiederum durch Stereotype und Güter entstehen. Stereotype ermöglichen es uns, die Welt zu interpretieren, Informationen zu verarbeiten und unsere Handlungen und Gedanken zu koordinieren. Die Stereotype, an denen wir hier interessiert sind, sind kulturelle und soziale Stereotype, mit denen wir unser alltägliches Leben (reibunglos) meistern und verstehen können. Stereotype sind also nicht notwendigerweise problematisch. Das Stereotyp, dass Tiger gefährlich sind, hält uns beispielsweise davon ab, im Zoo über den Zaun in den Tigerkäfig zu klettern – und das ist alles andere als problematisch, im Gegenteil. Güter sind alles, was Wert hat. Darunter fallen nicht nur materielle Güter wie Geld, Lebensmittel, Häuser, Autos oder Boote, sondern auch Dinge wie Wissen, Zeit und Kompetenzen. Güter mit positivem Wert – Güter also, die wir für wichtig halten – sind in unserer Gesellschaft eine Quelle für Macht. Viele Häuser zu besitzen bedeutet, viel Macht zu haben. Kompetent zu sein bedeutet, viel Macht zu haben.

Stereotype und Güter beeinflussen sich gegenseitig. Ohne Stereotype könnten wir bestimmte Güter nicht als Güter ausmachen. Wir brauchen beispielsweise Stereotype, um bestimmte genießbare Güter als Essen zu deklarieren – in der Tat gilt nicht alles als Essen, nur weil es essbar ist. Wir essen zum Beispiel unsere Katze nicht, aber die in Plastikfolie eingeschweißte Kuh aus dem Tiefkühlregal schon. Auf solchen Übereinkünften aufbauend entstehen neue Stereotype in Bezug auf existierende Güter. Wenn wir bestimmte essbare Dinge als Güter wahrnehmen, dann bilden wir neue Stereotype, die es uns in der Folge erlauben, dieses Essen anzubauen, zu mästen, zu schlachten, in Folie einzuschweißen, zu grillen und immer so weiter. Das Zusammenspiel von Stereotypen und Gütern ist komplex. Das machen wir uns meistens gar nicht bewusst, geschweige denn, dass wir darüber nachdenken, woher die Stereotype eigentlich kommen und warum wir bestimmte Dinge als positive Güter behandeln und andere nicht.

Soziale und ritualisierte Praktiken bestehen genau daraus – aus dem Zusammenspiel von Stereotypen und Gütern – und haben somit sowohl eine kulturelle als auch eine materielle Komponente. Soziale Praktiken sind nicht notwendigerweise als Regel irgendwo festgehalten, häufig sind wir uns gar nicht bewusst darüber, dass das, was wir gerade machen, eine soziale Praxis ist. Vielmehr sind es ritualisierte Abläufe, Dinge, die wir schon immer so gemacht haben. Zum Beispiel Autofahren. Autofahren funktioniert weder ohne Auto noch ohne Benzin, Strom oder Straßen, bestimmten Kompetenzen und bestimmtem Wissen. Das alles sind Güter. Autofahren funktioniert nur, wenn wir bestimmte Normen und Regeln befolgen, zum Beispiel halten wir an roten Ampeln an. Das sind Stereotype. Aber der Grund, warum wir das Rotlicht beachten, liegt nicht darin, dass wir uns jedes Mal diese Regel bewusstmachen. Noch weniger denken wir darüber nach, woher diese Festlegung kommt und ob sie in ebendiesem Mo-

ment überhaupt sinnvoll ist. Vielmehr halten wir an, weil wir *immer* anhalten. Autofahren ist eine ritualisierte und soziale Praxis.

Wir ziehen uns auf eine bestimmte Weise an, wir stellen Augenkontakt her, schütteln Männern die Hand und geben Frauen Küsse auf die Wangen, wir essen bestimmte Dinge in einer bestimmten Art und Weise, wir ermahnen unsere Töchter, vorsichtig zu sein, und ermutigen unsere Söhne, noch höher zu klettern, wir finden manche Personen attraktiv und andere nicht. Wir denken nicht, Unterwürfigkeit von Frauen sei sexy, sondern Frauen *leben* Unterwürfigkeit, weil sie sich dabei sexy vorkommen und weil andere ihnen vorleben, unterwürfig zu sein, und sie dazu ermutigen. Die Art und Weise, in der die Erotisierung von Unterwürfigkeit und Dominanz unsere Normen und Praktiken – unsere Heterosexualität – beeinflusst, ist oft banal: High Heels führen zu verkürzten Sehnen und machen immobil, Männerchuhe sind dagegen gut zum Rennen und hinterlassen keine bleibenden Fußschäden. Frauen bevorzugen große Männer und Männer bevorzugen kleine Frauen. Männer öffnen Frauen Türen, tragen ihre schweren Taschen und zahlen für das Abendessen – Männer haben somit die Macht über Geld und bestimmen, was wann wie gemacht wird. Männer initiieren romantische Begegnungen – egal ob sie eine Frau nur zum Date einladen oder gleich um ihre Hand anhalten. Frauen warten darauf, gefragt zu werden. Passiv und stumm. Frauen nehmen wenig Raum ein, reden leise und versuchen, nicht aufdringlich zu sein. Männer nehmen Raum ein, reden laut und sind aufdringlich. Männer verlangen. Männer verfügen. Zu diesen Praktiken gehören auch geschlechterspezifisches Lohngefälle, traditionelle und patriarchale Familienwerte, die Arbeitsteilung der Geschlechter, männliche Netzwerke, gläserne Decken, Schönheitsstandards, sexuelle Objektifizierung, Catcalling. Das sind keine neutralen Praktiken, es sind vielmehr

Puzzleteile der männlichen Dominanz und der weiblichen Unterwerfung.

Nicht alle Normen sind in allen kulturellen Kontexten gleich und wir müssen vorsichtig sein, von gleichen Bedingungen auszugehen: Unterschiedliche kulturelle Kontexte, ethnische oder Migrationshintergründe und verschiedene Klassen haben jeweils eigene Normen. Sogar in einem spezifischen Kontext werden nicht immer dieselben Normen angeführt. Allein schon ein Blick in Frauenzeitschriften und Tageszeitungen reicht aus, um eine ganze Reihe unterschiedlicher – zum Teil stark widersprüchlicher – Normen und Rollen zu bemerken: Frauen werden gleichzeitig als Karrierefrau und romantische Heldin, erfolgreiche Ehefrau, Mutter und unwiderstehliches Sexobjekt dargestellt. Das macht es auch so schwer, eine gute Frau zu sein. Häufig sind Normen widersprüchlich, weil sich die sozialen Anforderungen und Rollen von Personen verändern, die Normen aber im traditionellen Sumpf stecken bleiben. Normen sind historisch gewachsen und passen sich den sozialen Gegebenheiten an (oder verweigern sich der Anpassung). Dadurch können Widersprüche mit anderen Normen entstehen, was es wiederum noch schwieriger macht, den Normen zu entsprechen. Viele Frauen müssen (und wollen) arbeiten, müssen (und wollen) Kinder haben; die Normen, die uns als Frau vorschreiben, einfühlsam und emotional, aber nicht ehrgeizig oder rational zu sein, kommen noch aus einer Zeit, in der wohlhabende Frauen zu Hause blieben. Das zeigt außerdem deutlich, dass es bestimmte externe Umstände braucht, um eine gute Frau sein zu können – wenn Frau das denn überhaupt wollen würde: finanzielle Mittel zum Beispiel. Die wirklich gute Frau ist also nicht nur einfühlsam, emotional und passt sich an, sondern sie ist vor allem auch weiß, wohlhabend und aus gutem Elternhaus. Dass das schon bei Jane Austen nicht der Fall war, sollte uns spätestens zeigen, was für ein großer Quatsch Normen sind, die

uns bewerten und uns vorschreiben, was wir tun können und was wir besser lassen sollten.

Die Philosophin Sally Haslanger führt beispielsweise aus, dass Frauen nicht gleichzeitig gute Frauen *und* gute Menschen sein können, denn als Frau müssen sie emotional und als Mensch rational sein.⁵ Die Idee ist banal: Männer gelten als rational, Frauen als emotional. Und Männer sind der Dreh- und Angelpunkt westlicher Philosophie; Rationalität ist also nicht männlich konnotiert, sondern wird zum Inbegriff dessen, was es heißt, Mensch zu sein. Nur, dass Frauen weiterhin als emotional gelten und somit vor der unmöglichen Wahl stehen, entweder Frau oder Mensch zu sein. Beides gleichzeitig? Ausgeschlossen.

Normen funktionieren sowohl präskriptiv als auch deskriptiv. Das heißt, in Kontexten, in denen Geschlechterrollen stark zur Geltung kommen, sind die zugehörigen Normen präskriptiv – vorschreibend. Sie gelten als Bewertungsstandards und schreiben uns vor, wie wir zu sein haben. Wie wir uns verhalten sollen, wie wir handeln sollen, was wir anstreben und was wir verweigern sollen. Diese präskriptive Funktion von Normen kommt Hand in Hand mit ihrer eigenen Polizei, die sich darum kümmert, dass wir uns an die Normen halten – so gut wir können. Wenn wir zu stark von den Normen abweichen, werden wir sozial sanktioniert, durch uns selbst und durch andere – ob wir diese kennen oder nicht. Das können zum Beispiel die ständig wiederkehrenden Fragen der eigenen Eltern sein: Wann heiratet ihr denn nun endlich? Bist du schon schwanger? Oder Beschimpfungen beim Einkaufen oder auf der Straße: Schlampe! Wie siehst du denn aus? Penner! Hast du deine Klamotten aus der Altkleidersammlung? Weiterhin bilden die sozialen Relationen, die unsere Geschlechterrollen definieren, einen Kontext, in dem bereits Kinder die Geschlechternormen internalisieren. Den Normen zu entsprechen fühlt sich also richtig und gut an, denn nur dann bekommen wir Aufmerk-

samkeit und Anerkennung und vermeiden soziale Sanktionen. So bedarf es oft gar nicht erst dieser äußeren Bewertung, sondern wir korrigieren uns selbst und achten von ganz allein darauf, den Normen zu entsprechen und so nah an das Ideal heranzukommen wie nur irgendwie möglich. Eine extreme Selbstregulation kann allerdings zu Essstörungen, Burnout und Perfektionismus führen ...

Geschlechternormen funktionieren aber ebenso deskriptiv. Einige Personen haben die Eigenschaften, die der Norm entsprechen, andere nicht. In Gesellschaften, in denen Geschlechternormen stark verinnerlicht sind und damit eher mehr als weniger befolgt werden, entstehen schnell Verallgemeinerungen. Weil viele Frauen tatsächlich Fürsorgearbeit leisten und dementsprechend der Norm der Fürsorge folgen, denken wir, dass die Beschreibung, dass Frauen fürsorglich sind, zutreffend und angemessen ist. Wir sehen all die fürsorglichen Frauen doch schließlich! Weil wir die vielen fürsorglichen Frauen sehen, muss es wohl irgendwie zu ihrem Frausein dazugehören, dass die so sind. Damit sind wir bereits in eine weitere Falle getappt – nachdem wir die Normen internalisiert haben, wirkt jetzt der Natürlichkeitst(r)ick der sexistischen Ideologie: Wir vergessen die präskriptive Funktion von Normen, die uns etwas vorschreiben und mit sozialen Sanktionen wie Strafzetteln winken, und denken, dass Unterschiede zwischen den Geschlechtern nichts mit Normen, aber ganz viel mit naturgegebenen Mustern zu tun haben. Frauen sind nun mal so. Männer halt anders. Von Natur aus. Und das ist die dritte Falle: Wenn Frauen und Männer nun mal von Natur aus so sind, wie sollten die sich denn dann verändern? Das wäre ja gegen die Natur! Da kann man jetzt gar nichts mehr machen. Und zack, sitzen wir fest. Von sozial konstruierten Geschlechterrollen, die uns mithilfe von Normen genau vorschreiben, was wir tun und lassen sollen, sind wir jetzt bei natürlichen (sprich: biologischen) Unterschieden von

Frauen und Männern, die einfach so gegeben und nicht zu verändern sind. Aber das ist Quatsch, nichts als ein Trick – ein mieser und sogar dreifacher Trick! – der sexistischen Gesellschaft. Und wir sind darauf reingefallen. Die Tatsache, dass wir von vielen fürsorglichen Frauen umgeben sind, muss nicht bestritten werden. Das ist ja wirklich so. Ganz real. Aber von dieser empirischen Tatsache können wir nicht darauf schließen, dass Frauen *natürlicherweise* so sind. Vielmehr sollten wir zu dem Schluss gelangen, dass Frauen so sind, weil es Teil ihrer Geschlechterrolle ist. Die Akzeptanz der Normen führt dazu, dass es so viele fürsorgliche Frauen gibt, und nicht irgendeine biologisch festgeschriebene Eigenschaft. Frauen könnten auch ganz anders sein.

Das soll nicht heißen, dass Frauen ab sofort nicht mehr fürsorglich sein sollen. Fürsorge ist gut. Fürsorge macht uns menschlich. Als Menschen sind wir auf Beziehungen und Fürsorge angewiesen, die uns Anerkennung und Liebe geben. Aber wenn Frauen keine Lust oder Kraft haben, für andere zu sorgen – und vor allem keine Lust haben, die Einzigen zu sein, die das tun müssen –, oder sich selbst einmal für ein paar Minuten an erste Stelle setzen, im Regen tanzen oder aufs Dach klettern, um laut zu schreien, sind sie deshalb trotzdem ganz sicher keine schlechten Frauen. Und Männer sind nicht biologisch darauf getrimmt, nicht auf die Kinder aufpassen zu können, Alte oder Kranke zu pflegen. Männer können auch fürsorglich sein. Dürfen es sein. Sollten es auch sein. Das ganze Gerede von *Frauen sind so* und *Männer sind anders* – das ausschließliche Gerede von Frauen und Männern – hält eine sexistische Ideologie am Leben, die uns dauernd Fallen stellen will und hofft, dass sie uns verarschen kann, ohne dass wir es merken. Denn nichts anderes als eine gewaltige Verarschung ist es, wenn die Ideologie uns glauben macht, dass uns nur ganz bestimmte Möglichkeiten offenstünden. Dabei ist so viel mehr möglich, wenn wir erst einmal aufhören, den Geschlechteridealen nachzu-

eifern. Wenn wir uns von der sexistischen Ideologie befreien, wenn wir nicht mehr nach sexistischen Normen funktionieren und andere nicht mehr anhand von falschen Stereotypen bewerten, eröffnet sich uns die Chance, jemand ganz anderes zu werden. Weder Frau noch Mann.

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de